Preis 10 Pfg. — Preis 5 Kop.

Wilnaer Zeitung

1917

Der Bezugspreis der täglich erscheinenden Wilnaer Zeitung mit „Amtlicher Beilage“ und Wochenbeilage „Bilderschau“ beträgt 1 Mark 50 Pfennig (75 Kop.) monatlich. Alle Post- und Feldpostanstalten nehmen Bestellungen zum Preise von 4 Mark 80 Pfennig für das Vierteljahr entgegen. Verlag, Schriftleitung und Geschäftsstelle: Wilna, Kl. Stephanstr. 23.

Anzeigenpreise: Die sechsgespaltene Petitzeile 30 Pfennig, für Wohnungsanzeigen und Stellengesuche 20 Pfennig. Die dreigespaltene Reklamezeile 1 Mark 50 Pfennig. Bei Wiederholungen und größeren Aufträgen Rabatt. Anzeigenannahme unter Vorbehalt der Zensur in der Geschäftsstelle der Wilnaer Zeitung und durch alle Annoncen-Expeditionen.

Kriegsausgabe | Freitag, den 21. September 1917 | No. 259

Deutscher Heeresbericht vom 20. September.

Amtlich durch W. T. B.

Berlin, 20. September, abends.

Die Schlacht in Flandern ist auf der Angriffsfront der Engländer von Langemarck bis Hollebeke noch in vollem Gange.

Im vordersten Teil unserer Abwehrzone wird seit dem Morgen erbittert und wechselvoll gekämpft.

*

Großes Hauptquartier, 20. September.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht.

In Flandern dauerte der starke Artilleriekampf tagsüber zwischen Houtholster Wald und Lys unvermindert an. Feuerstöße größter Heftigkeit lagen wechselnd auf einzelnen Abschnitten unserer Abwehrzone. Die Nacht unterbrach die gesteigerte Kampftätigkeit der Artilleriemassen nicht.

Gewaltigem Trommelfeuer am frühen Morgen folgten mit Hellwerden nach den bisherigen Meldungen starke englische Angriffe auf breiter Front.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

Bei Verdun griffen die Franzosen gestern morgen und abends bei der Höhe 344 östlich von Samogneux, wo sie sich tags zuvor schon eine blutige Schlappe geholt hatten, wiederum ohne jeden Erfolg an.

*

20 feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen. Vizefeldwebel Thom brachte auch gestern zwei Gegner im Luftkampf zum Absturz.

Oestlicher Kriegsschauplatz

Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

Bei Dünaburg, am Stochod, bei Brody und Tarnopol war die Artillerietätigkeit lebhaft.

Front des Generaloberst Erzherzog Josef

In der Bukowina griffen die Russen westlich von Arbora an. Sie wurden durch unser Abwehrfeuer in ihre Gräben zurückgetrieben, aus denen Maschinengewehrfeuer sie erneut vorzutreiben suchte.

Mazedonische Front:

Nur im Cerna-Bogen lebhafte Gefechtstätigkeit.

Der Erste General-Quartiermeister.
Ludendorff.

Englische Strategie.

Mit dem Dünkel des Engländers hält nur seine Unwissenheit über die Dinge außerhalb der englischen Welt gleichen Schritt. Das beweist von neuem eine Perle englischer Kriegskritik, die sich in einem angesehenen Provinzblatt, der „Liverpool Daily Post“, ein Kriegsforscher in einer tiefgründigen Betrachtung über die Einnahme von Riga leistet. Nachdem nun dieser Hafen den Russen verloren sei, so folgert dieser englische Stratege, müßten die Russen, wenn sie noch einen Funken von Energie besäßen, wenigstens alles daran setzen, den großen Flottenstützpunkt Libau zu behaupten! Man traut seinen Augen nicht, daß dieser Kriegsforscher nicht wissen sollte, daß Libau seit dem Mai 1915 in deutschen Händen ist, erscheint zu unwahrscheinlich. Aber es ist kein Zweifel. Seine weiteren Ausführungen zeigen, daß er sich nicht verschrieben und etwa Reval gemeint hat. Denn er spricht ausführlich davon, daß Reval und Kronstadt noch benutzbar blieben, solange Libau gehalten würde, und weiter malt er aus, wie die Deutschen eine große Armee zusammenraffen könnten, um mit dieser den Vormarsch längs der Eisenbahnstrecke nach Petersburg anzutreten und wie sie möglicherweise gleichzeitig eine „Diversion in südlicher Richtung“ gegen Libau einleiten würden! Das würde für die Deutschen die übelsten Folgen haben und wäre daher ein Unternehmen, das auf englischer Seite aufs innigste zu wünschen wäre. — Man kann sich die größte Mühe geben, aber man wird doch nicht dahinter kommen, wie sich in diesem Kopfe die Welt malt.

U-Boot-Siege.

Amtlich durch W. T. B.

Berlin, 19. September.

1. Neue U-Boot-Erfolge im Atlantischen Ozean und in der Nordsee: Vier Dampfer, ein Segler und ein Fischerfahrzeug, darunter der bewaffnete englische Dampfer „Rydon Hall“ mit 6400 Tonnen Weizen für die englische Regierung, von Montreal nach Falmouth, der nach zweistündigem Artilleriegefecht niedergekämpft wurde. Zwei tiefbeladene Dampfer, einer davon englischer Nationalität, der andere dem Aussehen nach der französ. Dampfer „Afrique“, ferner der französische Dreimastschoner „Sadi Carnot“, mit Salzfischen nach Fecamp, sowie das französische Fischerfahrzeug „Aredurand“.

2. Eines unserer U-Boote hat am 17. September in den Hoofden das französische Flugzeug „D 40“ vernichtet und die drei Insassen, zwei Offiziere und einen Mechaniker gefangengenommen.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

*

Die Weizenladung des heute als versenkt gemeldeten englischen Dampfers „Rydon Hall“ würde hingereicht haben, um die Großherzogtümer Baden und Hessen für eine Woche mit Brotgetreide zu versorgen.

Die „Voss. Ztg.“ meldet aus Basel: In dem Blatte „El Commercio“ in Lima schreibt dessen New Yorker Berichterstatter, daß auf einer Marinekonferenz in New York festgestellt worden ist, daß Englands Totalverlust durch Minen und U-Boote in einem Monat über eine Million Tonnen betrug und daß außerdem noch über 200 000 Tonnen beschädigter Schiffsraum eingeschleppt wurden.

Die Reichstagsabgeordneten in Polen

Drahtbericht des W. T. B.

Berlin, 20. September.

Die auf ihrer Fahrt in das Generalgouvernement seit dem 16. September in Warschau weilenden Reichstagsabgeordneten wurden vom Generalgouverneur von Beseler, dem Gouverneur von Etdorf, dem Chef der Zivilverwaltung von Kries sowie dem Polizeipräsidenten von Glasenapp empfangen und nahmen zahlreiche Vorträge entgegen, in denen sie sich über politische und wirtschaftliche Fragen und über die verschiedensten Zweige der Unterverwaltung unterrichteten. Eingehende Besichtigungen amtlicher Stellen, Schulen und Wohlfahrtseinrichtungen folgten. Auch der Festung Nowo Georgiewsk, dem jetzigen Modlin, statteten sie einen Besuch ab und ließen sich unter sachkundiger Führung alle Einzelheiten der Eroberung der Festung erläutern. Am 18. September weilten sie beim Fürsten Lubomirski, wo sie mit einer großen Anzahl von Vertretern der verschiedenen polnischen politischen Parteirichtungen und Wirtschaftsgruppen sowie der Presse zusammentrafen und eingehende Aussprache pflegten. Am 20. besuchten sie Lodz. Eine Fahrt auf der Weichsel nach Plock-Wloclawek wird den Abschluß der vielseitigen Orientierungsreise bilden.

Die Friedensfrage.

Privattelegramm.

Berlin, 20. September.

Wie die „Berliner Börsenzeitung“ mitteilt, wird am Donnerstag nächster Woche der Reichskanzler Dr. Michaelis im Reichstage sprechen. Es werde erwartet, daß er sich über die Friedensfrage äußern werde.

Der „Lokalanzeiger“ erfährt aus Karlsruhe: Die römische Zeitung „Italia“ berichtet: Der Papst hat im Verfolg seiner letzten Friedensnote an alle Souveräne der kriegführenden Mächte Handschreiben gerichtet, auch ist es ihm gelungen, die Unterstützung einer großen neutralen europäischen Macht (vermutlich Spanien) zu seinen weiteren Vorschlägen für den Frieden zu gewinnen.

Aus zuverlässiger Quelle wird der „Voss. Ztg.“ mitgeteilt, daß man im Vatikan von der formlosen Politik Wilsons aufs peinlichste berührt ist. Die Note des Papstes an Wilson war vom Papste selbst unterzeichnet, also vom Staatsoberhaupt an das Staatsoberhaupt gerichtet. Abgesehen vom sachlichen Inhalt der Antwort stößt man sich im Vatikan an der unzulässigen Form, daß die Antwortnote Amerikas nicht vom Präsidenten selbst, sondern nur vom Staatssekretär Lansing unterzeichnet ist. Man sieht in dieser vielleicht ungewollten Herabsetzung der Souveränität des Papstes zum mindesten einen Verstoß gegen das diplomatisch übliche Zeremoniell.

Wie die „Voss. Ztg.“ erfährt, hat die spanische Regierung ihre Bereitwilligkeit erklärt, sich den Schritten des Papstes zur Anbahnung des Weltfriedens in aller Form anzuschließen.

Dasselbe Blatt schreibt: Der Exekutivausschuß der Zentralorganisation für einen dauernden Frieden, der aus Vertretern mehrerer neutraler und kriegführender Staaten besteht, und dessen Leitung der Vorstand des Anti-Orlog-Rats hat, hat einstimmig beschlossen, eine internationale Konferenz zum Studium der Frage eines Völkerbundes einzuberufen, falls die kriegführenden Regierungen durch Verteilung von Pässen an ihre eigenen Untertanen und die Bewilligung der Durchreise für neutrale dies ermöglichen. In diesem Falle wird der Kongreß am 15. Oktober und den folgenden Tagen stattfinden.

In der Pariser Kammer fragte, nach einer Havasdepesche, Lemery, welche Maßnahmen die Regierung ergreifen werde, um ein Einvernehmen mit den Verbündeten für eine vernünftige Führung des Krieges sicherzustellen und wies auf die Notwendigkeit hin, dem Lande eine klare Definition dafür zu geben, was sie unter Sieg und Frieden verstehe.

In einer bemerkenswerten Rede betonte laut Wolff-Telegramm der amerikanische Senator Lewis in Philadelphia, daß die bedeutendsten militärischen Sachverständigen der Welt, soweit sie nicht unter fremden Einfluß ständen, erklärt hätten, daß die kämpfenden Heere den Krieg nicht zur Entscheidung bringen würden. Auch das Eingreifen Amerikas könne diese Tatsache nicht ändern. Amerika werde niemals imstande sein, eine Truppenmasse nach Europa zu senden, die dort den Ausschlag geben könnte. Aus den englischen Verlustlisten gehe hervor, daß ein eventueller Transport von 20- bis 30 000 Mann in 4 bis 6 Tagen aufgerieben sein würde. Es sei frevelhaft, trotz dieser Erkenntnis den Krieg fortzusetzen. Warum die jetzigen Machthaber Amerika in den Krieg getrieben hätten, sei seiner Ansicht nach nicht ersichtlich. Sie würden die Verantwortung dafür zu tragen haben. Pflicht eines jeden Friedensanhängers aber sei es, mit allen Mitteln für den Frieden zu kämpfen.

Anläßlich einer Vorbesprechung des nationalen Feiertages schreibt „Corriere della Sera“, die verbrecherischen Umtriebe der offiziellen Sozialisten hätten in den letzten Tagen wieder zugenommen. Aus Rom verlautet von einer ungewöhnlichen Tätigkeit der dortigen Sozialisten, deren Grund sich nicht erkennen lasse.

Kerenskis Schwierigkeiten.

Privattelegramm.

Berlin, 20. September.

Gegen den Befehl Kerenskis, die Ausschüsse für die öffentliche Wohlfahrt, welche sich gelegentlich der Aufstandsbewegung Kornilows gebildet hatten, zu unterdrücken, faßte der große Ausschuß für den nationalen Kampf gegen die gegenrevolutionären Versuche bei dem Arbeiter- und Soldatenrat eine Entschließung, worin die nützliche und vaterländische Tätigkeit dieser Ausschüsse festgestellt wird und sie aufgefordert werden, sich nicht aufzulösen, sondern ihre Tätigkeit in enger Verbindung mit ihm fortzusetzen.

Der „Berl. Lokalanz." meldet aus Stockholm vom 20. September: Das von Kerenski berufene Kabinett ist nicht zusammengetreten, da sich die sozialistischen und sozialrevolutionären Politiker wegen Kerenskis Haltung nach der Unterdrückung des Kornilow-Aufstandes weigern, den Ministerpräsidenten zu stützen, und auch die bürgerlichen Politiker Kerenski geringe Sympathie zeigen. Kerenski führt in vereinsamter Stellung die Regierung ausschließlich mit dem Direktorium. Die Maßnahmen der Regierung werden nur als zeitweilige angesehen.

Die „Deutsche Tageszeitung" meldet aus Stockholm: Der radikale „Djen" schreibt, daß die augenblicklichen Zustände in Rußland geradezu grauenerregend sind, infolge der durch die Räumung der besetzten Gebiete entstandenen Uebervölkerung der großen Städte im Inneren des Landes, wo sich der Lebensmittelmangel zu einer Hungersnot auswachse. Viele Menschen begehen infolge des völligen Mangels an allen Lebensbedürfnissen Selbstmord. Unbemittelte Eltern beseitigen ihre kleinen Kinder, weil sie sie nicht ernähren können. Der von seinem Posten zurückgetretene bisherige Verpflegungsminister Pleschechonow stellt fest, daß die Behauptungen des „Djen" durchaus nicht übertrieben seien, sondern in besonders krassen Fällen sogar noch von dem Blatte abgeschwächt wurden.

Angesichts des von der Vollsitzung des Arbeiter- und Soldatenrates angenommenen Entschlusses der Maximalisten, der die Forderung aufstellt, daß die Gewalt von den Räten übernommen werde, ist das gesamte Büro des Arbeiter- und Soldatenrates zurückgetreten, nämlich der Vorsitzende Tscheidze, die stellvertretenden Vorsitzenden Auissimow, Gutzdad (?), Skobelew, Tseretelli und Tschernow. Die Neuwahlen des Büros werden in der nächsten Sitzung stattfinden.

Der Ausschuß der Kadettenpartei nahm eine Entschließung an, die die Mitglieder der Partei auffordert, sich jeder Teilnahme an der von dem Arbeiter- und Soldatenrat nach Petersburg einberufenen demokratischen Konferenz zu enthalten. Als Grund wird angegeben, daß die Konferenz nur eine einzige politische Strömung des Landes vertrete und infolgedessen weder ein politisches Organ von Einfluß bilde, noch die schwierige Lage, in der sich das Land befinde, mildern könne.

„Daily Mail" meldet, das Direktorium der Republik teilte dem Arbeiterrat die Annahme seines Beschlusses vom 15. September mit, in dem der Arbeiterrat die Annullierung aller Geheimverträge und einen demokratischen Frieden forderte.

In Nowotscherkask wurde der übliche Militärkongreß der Abgeordneten der Kosakentruppen eröffnet. Es nehmen daran u. a. Vertreter der Arbeiter- und Soldatenräte und der Gemeinderäte von Moskau und anderer Städte Zentralrußlands teil. Auch der Arbeiter- und Soldatenrat von Petersburg wird erwartet. General Kaledin wurde zum Ehrenpräsidenten gewählt, lehnte aber die Wahl ab mit dem Hinweise auf die früher ergangene Entschließung, die ihn seines Amtes enthob. Der Vizehetman Bogajewski hielt die Eröffnungsrede. Er erklärte, die Kosaken leisteten der Regierung treue Gefolgschaft und beabsichtigten mit ihr zusammenzuarbeiten. Der Vizehetman bedauerte es, daß man einen Feldzug gegen die Bestrebungen der Kosaken nach der demokratischen Gewalt ins Werk gesetzt habe, und daß die maßgebenden Stellen über alles, was am Don geschehen sei, schlecht unterrichtet seien. Er wies energisch alle Beschuldigungen gegenrevolutionärer Bestrebungen, die gegen die Kosaken erhoben worden seien, zurück. Hierauf sprach Hetman Kaledin.

Es ist jetzt beschlossen, daß Kornilow vor ein Kriegsgericht gebracht werden wird, dem eine Jury beigegeben wird. Gleichzeitig beschloß die Regierung auf Verlangen des Arbeiter- und Soldatenrats, daß der Prozeß nicht in Petersburg, sondern in der Frontzone stattfinden soll.

*

Wie dem „Temps" aus Petersburg gemeldet wird, ist Großfürst Michael Alexandrowitsch in Gotschina auf Befehl des dortigen Sowiets verhaftet worden, obgleich er nichts mit der Kornilowschen Bewegung zu tun hatte. Der Großfürst bat um die Erlaubnis, sich ins Ausland zu begeben, um dort eine Kur durchzumachen, da die letzten Ereignisse bei ihm eine schwere Nervenkrise hervorgerufen haben.

Der „Lok.-Anz." erfährt aus Karlsruhe vom 19.: Die Regierung der Republik beschloß den Straferlaß für das Zarenpaar. Das Zarenpaar erhält die Freiheit unmittelbar, nachdem die gesetzgebende Versammlung die neue Staatsform sanktioniert und alle Mächte die neue russische Regierungsform anerkannt haben.

*

Der „Berl. Lokalanz." meldet aus Stockholm: Nach „Rußkaja Wolja" wurde Petersburg Freitag nacht von der Luft aus bombardiert. Geschosse fielen im Krednowo-Viertel sowie auf dem Suworinschen Prospekt nieder, wo zahlreiche Menschen getötet wurden. Ein unbekanntes Flugzeug warf ferner Proklamationen an die Bürger Petersburgs ab, die aufforderten, ruhig dem unausbleiblichen schließlichen Siege Kornilows zu vertrauen. Man nimmt daher mit Sicherheit an, daß es sich um einen Racheakt des damals in Mohilew eingeschlossenen Generals handelt.

Der „Berl. Lokalanz." meldet aus Stockholm: Im Suchomlinow-Prozeß ereignete sich bei der Verteidigungsrede des Angeklagten ein peinlicher Zwischenfall. Plötzlich wurden die Fenster des Sitzungssaales eingeworfen. Vor dem Gebäude hielten sich eine lärmende Volksmenge und Soldaten auf. Sie verlangten die unmittelbare Auslieferung Suchomlinows. Der Urteilsspruch dauere zu lange. Suchomlinow mußte, um ihn vor der Wut der Menge zu schützen, sofort wieder in die Peter-Paul-Festung geführt werden.

Nach einer Verfügung des Kriegsministers können russische Untertanen deutscher Abstammung, die in den deutschen Siedelungen in Rußland leben, in Zukunft militärische Schulen besuchen und Offiziere werden.

Sturmzeichen in Italien.

Privattelegramm.

Berlin, 20. September.

Der „Lokalanzeiger" meldet aus Lugano vom 19.: Die ersten hier nach der Aufhebung der Grenzsperre eingetroffenen italienischen Zeitungen enthalten viele Andeutungen über eine sehr gespannte innerpolitische Lage und berichten über verschiedene ernste Maßnahmen der Behörden gegen die immer unverschämter auftretenden Sozialisten und ihre Sabotage des Krieges, lassen aber nicht erkennen, ob die innere Lage der Grund zur Sperre war.

Das „Berl. Tagebl." schreibt: Von der schweizerischen Grenze wird vom 19. September gemeldet: Der „Matin" berichtet aus Rom: Die Nachrichten über die Vorgänge in Italien haben die Reise des Königs aus dem Hauptquartier notwendig gemacht. Es fand ein Kronrat unter dem Vorsitz des Königs statt, dem alle Minister beiwohnten. Der Eisenbahnverkehr von Rom nach Oberitalien ist eingestellt.

Die „Morning Post" meldet aus Rom: Die italienische Regierung hat die Strafverfolgung Victor Lazzaris, des Sekretärs der pazifistischen Sozialisten, wegen der Veröffentlichung eines Rundschreibens angeordnet. In diesem Schreiben ist er für einen Friedensschluß noch vor Wintersanfang eingetreten. Ferner hat er an die Gemeinderäte der italienischen Städte die Aufforderung gerichtet, zurückzutreten, um dadurch die Fortsetzung des Krieges zu erschweren.

Der „Berl. Lokalanz." meldet aus Lugano: „Popolo d' Italia" veröffentlicht den Text des vertraulichen Rundschreibens des Generalsekretärs der sozialistischen Partei, welches das gerichtliche Einschreiten gegen Lazari zur Folge hatte. Es ist an die sozialistischen Bürgermeister gerichtet und ersucht sie unter Berufung auf die Parteibeschlüsse um genaue Antwort auf die Frage, welcher von beiden Methoden sie ihre Stimme geben, um zur Erzwingung eines sofortigen Friedensschlusses beizutragen: 1.) Indem sie durch ihr Verhalten die Regierung zwingen, alle sozialistischen Gemeindeverwaltungen aufzulösen, oder 2.) indem sie auf einen Befehl der Partei ohne weiteres ihre Demission geben.

„Gazeta Officiale" veröffentlicht ein Dekret, wodurch der bereits vom Gericht in Como zu vier Monaten Gefängnis und 500 Lire Buße verurteilte Bürgermeister von Albera-Como, Luigi Frigerio, infolge seiner systematisch betriebenen kriegsfeindlichen Propaganda seines Amtes entsetzt und auf drei Jahre als nicht mehr wählbar erklärt wird. Am 16. September versuchte er u. a., eine große Frauendemonstration gegen den Krieg in Como zu veranstalten.

Am 18. und 19. September fanden Versammlungen aller römischen Sektionen der Arbeitgeber, sowie auch Vollsitzungen der Sozialistenpartei statt. Die zur Teilnahme einladenden Aufrufe sprechen von hochwichtigen Mitteilungen an die Jugendorganisation sowie von Fragen von ausserordentlicher Wichtigkeit, die zur Verhandlung gelangen sollen. Heute abend werden sich in Rom auch die Anarchisten versammeln.

Hollands Nieuwe Büro meldet aus Baltimore: Der Erbauer des deutschen Handels-U-Bootes „Deutschland", Gottlieb Prutt, der seinerzeit als feindlicher Ausländer verhaftet wurde, weil er sich ohne Erlaubnis in einem ihm untersagten Distrikt aufgehalten hat, hat im Staatsgefängnis Selbstmord verübt.

Mythen und Sagen

im alten Litauen.

II.*)

Die Sage von der schönen Jegle.

Der Glaube an Verwandlungen war bei den Litauern ungemein verbreitet und sie hatten eine Menge von Verwandlungslegenden, die sich bis heute im Volke erhalten haben. Die verbreitetste davon ist die folgende:

Eines Abends ging Jegle (zu deutsch: Tanne) mit ihren Schwestern zum nahen See baden. Nach Sonnenuntergang stiegen die Jungfrauen ans Ufer, um ihre dort zurückgelassenen Hemden wieder anzulegen. Plötzlich schrie Jegle auf und sprang von ihrem Hemde zurück: in ihrem Aermel saß eine Natter (litauisch ein Maskulium) — wie sollte sie die forttreiben? Wie ihr Hemd erwischen?

Da tauchte aus dem Aermel das Haupt des Schlangenkönigs auf und sprach: „Ich werde schon selbst fortgehen, wenn du mir ein Wort gibst, mein Weib zu werden."

Um den unheimlichen Freier loszuwerden, zwangen die Schwestern die erschrockene Jegle, ihm ihr Wort zu geben, worauf er aus dem Aermel hervorkroch und verschwand.

Kaum waren die Mädchen heimgekehrt, so erschienen im Dorfe die drei Freiwerber des Schlangenkönigs: drei Nattern kamen in einem Backtrog auf den Hof gefahren und sprachen zu Vater und Mutter: „Shaltis (Natter) bittet, ihm seine Braut zu senden; Jegle hat ihm das Wort gegeben."

Die Eltern schütteln das Haupt, wissen nicht, was sie antworten sollen, beraten miteinander, überlegen und gehen zu einer alten Nachbarin. Die alte Nachbarin sagt: „Diesen Freier zu hintergehen, ist nicht schwer; gebt ihm statt der Tochter eine weiße Gans und schickt die Gesandten fort."

Gesagt, getan. Die Freiwerber fuhren mit der Gans davon; doch unterwegs schrie der Kuckuck: „Kuku, kuku, kuku! Ihr seid betrogen: anstatt der Braut hat man euch eine weiße Gans gegeben. Kuku, kuku." Die Schlangen kehren um, werfen zornig die Gans aus dem Trog, überhäufen die Eltern mit Vorwürfen und fordern die Braut. Auf Anraten der alten Nachbarin geben diese den Freiwerbern ein weißes Schaf. Durch den Kuckuck wiederum auf den Betrug aufmerksam gemacht, kehren sie mit Drohungen zurück und fordern die Braut. Man gibt ihnen eine weiße Kuh; doch wieder wird der Betrug durch den Kuckuck aufgedeckt, und mit noch heftigeren Vorwürfen kehren sie zu den Eltern zurück. Nun geben die Eltern ihnen ihre älteste Tochter; doch von dem Kuckuck erfahren die Werber, daß sie zum vierten Male angeführt worden sind, kehren um und drohen für die Beleidigung des Shaltis mit Dürre, Ueberschwemmung, Hungersnot und Pestilenz. Schließlich wird Jegle herausgegeben. Der Kuckuck ruft: „Fahrt los, eilt euch, der Bräutigam erwartet die Braut!" Furchtsam blickt Jegle auf den See: aus seiner Tiefe aber taucht nicht ein furchtbarer Schlangenkönig, sondern ein schöner Jüngling empor — der Wassergott. Fünf Jahre leben Jegle und Shaltis in Glück und Eintracht; allein Jegle sehnt sich nach ihrem Dörfchen, ihrer väterlichen Hütte, nach ihren Eltern. Es vergehen noch fünf Jahre, und wiederum fünf; sie ist immer noch glücklich, sehnt sich aber von Stunde zu Stunde heftiger danach, ihre Eltern zu besuchen. Dem Manne gefällt das jedoch nicht, und er verschiebt den Besuch von einem Tage auf den andern. Durch die Bitten der Frau mürbe gemacht, willigt er schließlich ein, aber mit der Bedingung, daß Jegle vorher ein Paar Stahlschuhe abtragen müsse. Jegle wirft diese ins Feuer, glüht sie darin und verträgt sie sehr bald. Jetzt bin ich schon reisefertig! Doch muß ich Piroggen backen!" — Gut, erwidert Shaltis, aber erst trage Wasser in einem Sieb. — Jegle trug Wasser im Siebe, buk Piroggen und endlich erlaubte ihr der Mann, sich auf den Weg zu machen. Doch beim Abschied sprach er: „Wenn du heimkehrst, so rufe dreimal: „Mein Gatte! Dein Weib ruft dich. Bist du am Leben, so erscheine als weißer Schaum, bist du tot, so zeige dich als Blut auf dem Gewässer."

Jegle begab sich in ihr Dorf; sie wurde mit Freuden aufgenommen und des Fragens war kein Ende. Der Tag ihrer Heimkehr wurde immer wieder verschoben. Inzwischen fuhren ihre Brüder zur Nacht in den Wald und nahmen Jegles ältesten Sohn mit sich. Im tiefsten Walddickicht legten sie Feuer an, gaben dem Jungen zu essen, liebkosten ihn und begannen ihn auszufragen, wie die Mutter nach der Heimkehr den Vater rufen werde. Der Knabe antwortete: „Ich weiß nicht." Vergebens baten sie ihn, drohten und schlugen ihn mit Ruten. Er wiederholte nur unaufhörlich: „Mutter wird es sagen, ich weiß es nicht." Als sie aus dem Walde heimkehrten, hatte der Knabe verweinte Augen. Die Mutter fragte ihn, warum er rote Augen habe. „Das ist nichts!" antwortete er, „wir haben am Feuer gesessen, das Reisig war harzig, der Wind hat mir den Rauch in die Augen getrieben."

Zur nächsten Nacht nahmen die Brüder Jegles jüngeren Sohn in den Wald mit und prügelten ihn ebenso vergebens; er wollte ihnen nichts verraten. Zur dritten Nacht nahmen sie Jegles Töchterlein mit, schüchterten es durch Ruten ein und zwangen es zu reden.

Alsdann begaben sich die Brüder mit ihren Sensen an den See und riefen Jegles Gatten heraus. Aus dem weißen Schaum kroch der Schlangenkönig ans Ufer, die Brüder griffen zu den Sensen und zerhackten ihn in Stücke.

Jegles Besuchszeit nahte ihrem Ende. Sie nahm ihre Kinder, verabschiedete sich von den Verwandten und kehrte an den See zurück. Sie ruft den Gatten. Doch statt weißen Schaums zeigt sich auf dem Wasser Blut, eine traute Stimme sagt ihr das letzte Lebewohl und erklärt ihr, wer die Mörder ihres Gemahls gewesen sind.

Als Jegle das hört, ruft sie verzweiflungsvoll: „Wo soll ich hin! Wo soll ich mich verbergen? Wie kann ich mit den Mördern meines Gatten leben!" Die Götter aber hatten Mitleid mit ihr und verwandelten sie in die Tanne, ihren ältesten Sohn in den Eichbaum, den jüngeren in die Esche und die Tochter in die Espe.

*) Siehe auch den Aufsatz in Nr. 256 der Wilnaer Zeitung.

Die Kunstdenkmäler Rigas. Ueber den Zustand der Baudenkmäler und den Verbleib der Kunstschätze in Riga hat Prof. Dr. Paul Clemen (Bonn) im Auftrage der deutschen Obersten Heeresleitung das Folgende festgestellt: Die großen kirchlichen Bauwerke, vor allem der Dom, Petrikirche und Johanniskirche, wie die bemerkenswerten Profanbauten, das Schloß und die Gildenhäuser, haben nicht gelitten. Die ganze Altstadt ist unberührt. Nur die Läden und Magazine an den Hauptstraßen und an den Rückzugsstraßen durch die Petersburger Vorstadt wurden von den zurückgehenden Russen erbrochen und ausgeraubt. Die Russen haben die sämtlichen Bronzedenkmäler der Stadt wie in Wilna abgeführt: das Monument des Generalfeldmarschalls Barclay de Tolly, die Statue des Bischofs Albert aus dem Domhof, die Ritterfigur von dem Basteibrunnen, die Herderbüste

Oesterreichisch-ungarischer Heeresbericht.

Drahtbericht des W. T. B.

Wien, 20. September.

Amtlich wird verlautbart:

Oestlicher Kriegsschauplatz:

Bei Arbora in der Bukowina versuchten die Russen nach starker Artillerievorbereitung vorzustoßen. Unser Feuer zersprengte die Angriffstruppen und zwang sie zur Rückkehr in ihre Ausgangsgräben.

Italienischer Kriegsschauplatz:

Ein gegen den Monte San Gabriele ohne Feuervorbereitung angesetzter italienischer Angriff kam in unserem Feuer zum Stehen.

Am Colbricon versuchte der Feind nach einer Minensprengung anzugreifen, wurde aber schon in der Bereitstellung wirksam gefaßt. Die Zahl der bei Carzano eingebrachten Gefangenen ist auf 11 Offiziere und 516 Mann gestiegen.

Südöstlicher Kriegsschauplatz:

Keine Ereignisse.

Der Chef des Generalstabes.

Die Schlacht in Flandern.

Drahtbericht des W. T. B.

Berlin, 20. September.

In Flandern hat sich die gesteigerte Kampftätigkeit der letzten Tage zu einem neuen englischen Angriff verdichtet. Das Feuer lag den ganzen 19. September über mit außerordentlicher Heftigkeit auf den deutschen Stellungen. Dreimal, am frühen Morgen, um 11 Uhr vormittags und um 5 Uhr nachmittags steigerte es sich zum Trommelfeuer. Dem morgendlichen Trommelfeuer in Gegend St. Julien folgte der zweimalige Angriff mehrerer Bataillone, die beide Male abgewiesen wurden. Ein in Gegend Langemarck bereitgestellter Angriff kam im deutschen Vernichtungsfeuer nicht zur Entwickelung. Am Nachmittag wurden starke englische Stoßtrupps, die mit einem Tank hart nördlich der Straße Ypern—Menin vorgingen, durch Abwehrfeuer zerstreut. Der Tank wurde durch Volltreffer zerstört. Am Abend sah man wiederum auf der Straße Ypern—Menin Tanks vorgehen, die unter Feuer genommen wurden. Gleichzeitig nebelten die Engländer die deutschen Stellungen von St. Julien bis Langemarck ein.

Das starke Feuer hielt die ganze Nacht hindurch an. Um 5 Uhr 30 Minuten früh steigerte es sich von Langemarck bis zum Kanal Ypern-Houthen zum stärksten Trommelfeuer. Kurz darauf brach die englische Infanterie auf breiter Front zum Angriff vor. Der Kampf ist in vollem Gange. Auch an der übrigen englischen Front steigerte sich das Feuer teilweise zu größerer Stärke. Im Artois wurde ein englischer Fesselballon heruntergeschossen. Bei St. Quentin wurden mehrfach vorfühlende feindliche Patrouillen abgewiesen.

An der Aisnefront, nördlich Reims und in der Champagne kam es trotz lebhafteren Feuers lediglich zu Gefechten mit starken feindlichen Patrouillen, die abgewiesen wurden. In der Gegend Braye brachte eine deutsche Patrouille 11 Gefangene ein. Auch zwischen Aisne und Bermericourt wurden Gefangene gemacht. An der Verdunfront griffen die Franzosen trotz der am 18. September erlittenen furchtbaren Verluste mit starken Kräften beiderseits der Höhe 344 an. Der Angriff wurde frühzeitig erkannt und unter vernichtendes Abwehrfeuer genommen. Die französischen Sturmwellen brachen überall zusammen. An keiner Stelle erreichten sie die deutschen Linien. Um 8 Uhr abends erneuerten die Franzosen den Angriff mit dem gleichen Mißerfolge. Auch am Chaumes-Walde wurde ein französischer Stoßtrupp abgewiesen. Der Luftkampf war rege. Außer den im Heeresbericht als abgeschossen gemeldeten feindlichen Flugzeugen wurde noch ein französischer Fesselballon zum Absturz gebracht.

Unruhen in Kanada.

Drahtbericht des W. T. B.

Berlin, 19. September.

Der Kampf gegen die Wehrpflicht hat in Kanda zu einer schweren inneren Krise geführt. Das ist um so begreiflicher, als die Engländer in den letzten großen Kämpfen ihre kanadischen Truppen rücksichtslos geopfert haben, sodaß die kanadischen Divisionen völlig vernichtet wurden. Die Kanadier in der Heimat sind sich auch darüber klar, daß sie nur als Kanonenfutter dienen sollen und haben sich in förmlichen Aufständen gegen die Dienstpflicht gewehrt. Ueber eines dieser Vorkommnisse, die das ganze Land erschüttern, berichtet „Manchester Guardian" vom 1. September: Die Stadt Montreal nahm die königliche Zustimmung, die der Herzog von Devonshire dem Dienstpflichtgesetz erteilte, mit Unruhe schlimmster Art auf. 3000 Personen versammelten sich und verschworen sich zum Widerstand bis zum Tode gegen das Gesetz. Sie verpflichteten sich durch Eid, einem Einberufungsbefehl keine Folge zu leisten. In der Versammlung wurden die heftigsten Reden gehalten und Sir Robert Borden, sowie die anderen Minister mit Erschießen bedroht. Die Versammlung wurde immer erregter. Viele Leute zogen ihre Revolver und schossen sie ab. Als die Polizei sich einmischte, kam es zu einem wesentlichen Kampf.

Alle kanadischen Soldaten, die in Gefangenschaft geraten, sind in der Klage über die Art der Anwerbung einig. Ein Straßenarbeiter aus Vancouver hatte eines Tages mit seinem Sold einen Zettel bekommen: „Ihr Vaterland braucht Sie; wir haben Sie nicht mehr nötig!" Da er keine andere Arbeit fand, mußte er als „Freiwilliger" ins Heer treten. Der Sohn eines eingewanderten Iren und einer Deutschen wurde wie viele andere betrunken gemacht und fand sich, nüchtern geworden, in der Kaserne. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß die Kriegsbegeisterung unter den Kanadiern nicht groß ist.

*

„Central News" meldet: 4000 Dockarbeiter von englischen, französischen und holländischen transatlantischen Schiffahrtsgesellschaften haben die Arbeit niedergelegt, weil ihre Forderung nach Entlassung eines unbeliebten Aufsehers nicht bewilligt wurde. Die Arbeiter erklären, daß sich über 50 000 Kollegen dem Ausstand anschließen würden.

Nachdem bereits andere englische Zeitungen mehrfach gerügt hatten, daß die britische Heeresleitung dem Volke eingehendere amtliche Mitteilungen über den Fortgang des Krieges vorenthält, äußert sich nunmehr die „Times" ziemlich abfällig zu diesem Thema. „Die Zurückhaltung des Kriegskabinetts über die diesjährige „Campagne" schreibt die Zeitung, „ruft Befremden hervor." Bei den seltenen Gelegenheiten, wenn Minisert sprechen, beschränken sie sich auf Geheimplätze und sagen nichts, was der Nation die Lage an der Westfront verständlich machen könnte, wohin alle Augen sorgenvoll und hoffnungsvoll gerichtet sind. Ihr Schweigen wird durch die Unterlassung der Veröffentlichung der Berichte über die Campagneschlachten dieses Jahres seitens des Kriegsamtes verstärkt. Das Kriegskabinett möge sich gesagt sein lassen, daß das Publikum jetzt lange nicht so passiv und so leicht zu beschwichtigen sei, wie 1914.

Kurze Nachrichten. Aus parlamentarischen Kreisen wird mehreren Berliner Blättern mitgeteilt, daß in Zusammenhang mit den Vorlagen über eine Reform der inneren Staatsverwaltung auch eine Novelle zur preußischen Städteordnung eingebracht werden wird.

Die „Voss. Ztg." meldet aus Dresden: Die Regierung kündigt die Vorlegung eines Gesetzentwurfs über die Reform der Ersten Kammer im Herbst an. Der Kammerausschuß nahm den Gesetzentwurf betreffend Einführung eines staatlichen Kohlenabbauregals mit verschiedenen Aenderungen an.

Wetterbeobachtung.

Wilna, den 19./20. 9. 1917.

Datum	Zeit		Wert	
19. 9.	7 nachm.	Temperatur	+ 15,7 C	Höchsttemperatur + 17,5 C
20. 9.	1 vorm.	„	+ 15,5 „	
	7 vorm.	„	+ 14 „	Niedrigsttemperatur + 11,5 C
	2 nachm.	„	+ 16 „	

Voraussichtliches Wetter:

Vorübergehende Besserung, wolkig, trocken, etwas kühler.

---

endlich das erst 1910 errichtete Reiterstandbild Peters des Großen von Schmidt-Kassel. Das letztere ist mit dem Schiff, das es trug, bei der Insel Oesel untergegangen und ruht auf dem Boden des Rigaischen Meerbusens. Die sämtlichen alten und neuen Kirchenglocken sind mit Ausnahme der auf der Peterskirche rücksichtslos herausgerissen und abtransportiert. Aus dem Dom-Museum und dem Städtischen Museum ist nicht nur alles Kupfer, Messing, Bronze, Zinn entfernt, von den neun alten Bronzekanonen des Dom-Museums an bis zu dem wahrlich kleinen Metallwert darstellenden Medaillen und Plaketten der Städtischen Sammlung, sondern auch alle Gegenstände von Gold und Silber. Aus dem Schwarzhäupterhaus ist der wunderbare Silberschatz der Gilde der Schwarzen Häupter, der berühmteste profane Schatz des Nordens, mit der langen Reihe der prachtvollen Willkommener Tafelaufsätze und Prunkschüsseln vom Beginn des 16. Jahrhunderts ab, nach Moskau entführt. Die ältesten russischen Urkunden des Stadtarchivs vom Jahre 1229 an sind in die Akademie der Wissenschaften nach St. Petersburg, die Bestände des Schwedischen Generalgouverneurarchivs von 1621—1710 sind in die Gouvernementsverwaltung nach Rjesan verbracht. Daß die Russen daneben die ihnen rechtlich zustehenden künstlerisch unbedeutenden Ausstattungsstücke, Mobilien und Gemälde aus dem Schlosse, dem bisherigen Gouvernementsgebäude, mitgenommen haben, sei nur erwähnt.

Die ersten Männergesang-Vereine. Singschulen für Männer und Knaben gab es in Deutschland bereits in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Einen sehr bedeutenden Männergesangverein finden wir in Hof, der am 4. September 1586 von dem „ehrlichen und friedliebenden" Magister Enoch Widmann gestiftet wurde. Die lateinisch geschriebenen Statuten des Vereins befinden sich im Hofer Magistratsarchiv. Zu derselben Zeit wurde in St. Gallen die Singgesellschaft für Männer unter dem Namen „Antlitz" gestiftet, die sich bis in unsere Tage erhalten hat. Der Begründer der volkstümlichen Männergesangvereine, wie sie noch heute bestehen, war Hans Georg Nägeli von Zürich im Anfang des 19. Jahrhunderts. Er war der erste, der den vierstimmigen Männergesangverein pflegte und förderte. Zelter in Berlin errichtete 1808 dort den großen Männergesangverein „Liedertafel", für den er auch viele schöne Männerquartette komponierte. Im Jahre 1818 entstand der Gesangverein in Weida in Thüringen, der älteste der heute noch bestehenden. Die Magdeburger Liedertafel folgte 1819, der Universitätsgesangverein St. Pauli in Leipzig 1820, der „Liederkranz" in Stuttgart 1824 und die Liedertafel in Hamburg, die Albert Methfessel gründete, im Jahre 1825.

Vivatbänder aus der Zeit des großen Friedrich. Beim Beginn des Weltkrieges kamen die „Vivatbänder" wieder auf, die durch Bild und Schrift einen großen Sieg feiern sollten. Man hat damit auf die Zeit des großen Friedrich zurückgegriffen, denn seine Siege waren es, die man zuerst zum Anlaß von Siegesbändern nahm. In dem Text fehlten selten die Worte: Vivat Fridericus Magnus! Von den vielen Tausenden dieser Vivatbänder sind nicht viele auf uns gekommen; man kennt gegenwärtig nicht mehr als 300 solcher Vivatbänder. Der Stoff, Seide bei den kostbareren, Papier bei den wohlfeileren, war zu vergänglich. Solche alten Vivatbänder behandelt Dr. P. Martell in einem anziehenden Aufsatze des bei E. A. Seemann in Leipzig erscheinenden „Kunstgewerbeblatts". Ein Vivatband auf die Schlacht bei Zorndorf trägt den Text: „Victoria! Die große russische Armee ist geschlagen." Nach Ort und Datum folgt ein Medaillon des großen Königs, darüber ein Siegesengel mit Fanfaren, darunter der Vers: „Ihr redlichen Preußen! Singt jauchzet und lobet, Barbaren, die sonst unmenschlich getobet, Kalmüken, Kosaken, ein grausames Heer, die liegen verstummet, sie wüten nicht mehr." Die Zorndorfer Schlacht rief eine besonders stattliche Zahl von Vivatbändern hervor. Aus deren Inschriften seien noch folgende genannt: „Zittre, falle, beuge Dich, für den Großen Friedrich" und „Friedrichs Ruhm soll auf Erden aller Zeiten Wunder werden". Die ersten Vivatbänder waren verhältnismäßig einfach, die spätere Zeit aber hat vielfach wahre Meisterwerke der Webekunst, der Stickerei und der Malerei geschaffen. Die Größe der Bänder war ganz verschieden; die Breite schwankte zwischen drei und fünf Zentimeter, die gewöhnliche Länge zwischen 20 und 40, doch gab es auch kleinere, nur zehn Zentimeter lange Bänder, und ganz große bis zu 1½ Meter. Von den Braunschweiger Bändern auf den Herzog Ferdinand weiß man, daß einige nach Entwürfen des berühmten Kupferstechers Beck hergestellt sind; das Berliner Hohenzollernmuseum besitzt zahlreiche Vivatbänder auf den Hubertusburger Frieden, darunter eins, das Chodowiecki gemalt hat. Die ältesten Vivatbänder beziehen sich auf die Schlacht bei Roßbach; der figürliche Schmuck zeigt hier einen zur Sonne aufsteigenden Adler mit dem Hohenzollernwahlspruch: Non soli cedit. Die Darstellung ist von dem Spruche umrahmt: Es lebe Friedrich der Preußen König. Dazu die Verse: „Die sogenannte Reichsarmee und Frankreichs große Dauphinée, die sind nunmehr wohl überführt, daß Friedrich als ein Held regiert." Auch die Siegesbänder von Leuthen werden in der Darstellung noch von dem zur Sonne emporsteigenden Adler beherrscht, aber jetzt machen sich in dem zeichnerischen Schmuck schon Medaillonporträts und Büsten des großen Königs geltend. Ein Vivatband auf den Sieg bei Leuthen enthält folgenden durch Anlehnung an ein Volkslied entstandenen Vers: „Es lebe durch des Himmels Gnade der König, der uns helfen kann, so schlägt er mit der Wachtparade noch mehrmals 80 000 Mann!"

Was ist eine Wolke? Darauf gibt Victor Engelhardt in einer Plauderei „Ueber Kondensationsvorgänge in der Atmosphäre", die er in der Naturwissenschaftlichen Umschau der „Chemiker-Zeitung" veröffentlicht, folgende ebenso treffende wie verblüffende Antwort: Eine Wolke ist nichts Wahres, nichts Wirkliches, eine Wolke ist nur eine Stelle im Raum, an der Tempeartur und Feuchtigkeit derart sind, daß sich Tröpfchen bilden und halten können. Das Entstehen der Wolken ist an das Aufsteigen von Luftmassen gebunden. Dieses Aufsteigen kann mannigfache Ursachen haben. Am klarsten ist uns die Ursache bei dem gezwungenen Aufsteigen der Luft. Ein Wind bläst gegen einen Berg, die Luft steigt in die Höhe, kühlt sich ab, kondensiert und bildet eine Wolke, die trotz des heftigen Sturmes unveränderlich am Berge zu kleben scheint. Die Wassertröpfchen bilden sich, werden auf der anderen Seite hinuntergejagt und verdampfen sofort wieder, wenn sie in das tiefere, wärmere Gebiet gelangen. Die Hinderniswolke ist also nichts anderes als die Stelle, an der der hindurchjagende Dampf für einen kurzen Augenblick zum Tröpfchen wird. Die Kondensation spielt auch beim Entstehen der ballenförmigen Cumuluswolke, der „Schönwetterwolke", eine Rolle. Brennt an einem Sommernachmittage die Sonne auf die Erde herab, so steigt vom Boden die erwärmte unterste Luftschicht empor. In einer Höhe von 1400 Metern ist sie durch das Aufsteigen so kalt geworden, daß der Wasserdampf in feinen Tröpfchen ausfällt. Alle Cumuluswolken haben eine horizontale Basis in derselben Höhenlage. Das ist die Höhe, in der die Kondensation beginnt. Von dort aus treibt die Kondensatinswärme die Wolke wie den Dampf über den heißen Schornstein einer Lokomotive weit empor.

Auskunftsecke
der „Wilnaer Zeitung".

An dieser Stelle wird die „Wilnaer Zeitung" die aus ihrem militärischen Leserkreise an sie gerichteten Anfragen beantworten. Eine Verpflichtung dafür, daß jede Anfrage beantwortet wird, kann nicht übernommen werden. Gewähr für Richtigkeit der Auskünfte wird nicht geleistet. Alle Zuschriften für die Auskunftsecke sind zu richten an: Wilnaer Zeitung, Auskunftsecke, Wilna.

Feldpost 284. 1. Pioniere werden zu anderen Truppenteilen nicht versetzt. In Friedenszeiten bestehen folgende Bedingungen für Annahme als Anwärter für die Zahlmeisterlaufbahn: Die Ausbildung des Anwärters dauert 3¼ Jahre. Sie erfolgt während der ersten 2¼ Jahre bei der Truppe (davon 1½ Jahre bei der Kassenverwaltung, ½ Jahr bei der Bekleidungswirtschaft, ¼ Jahr bei der Kassenverwaltung einer anderen Truppenabteilung). Im letzten Jahr wird der Anwärter bei einer Korps- oder Divisions-Intendantur ausgebildet. Nach der Ausbildung erfolgt Zulassung zur Zahlmeisterprüfung. Besteht der Anwärter diese Prüfung, so wird er in die vom Generalkommando geführte Liste der geprüften Zahlmeister-Anwärter aufgenommen. Mit der Aufnahme in diese Liste erlangt der Aspirant die Aussicht auf Beförderung zum Unterzahlmeister. (Unterzahlmeister stehen im Range der Feldwebel.) Die geprüften Anwärter (Aspiranten) werden den Kassenverwaltungen der Truppen beigegeben oder als Hilfsarbeiter bei Militärverwaltungen beschäftigt. Auch dürfen sie längstens sechs Monate im Frontdienste verwendet werden. Die Ernennung zum Unterzahlmeister erfolgt nach Maßgabe des Dienstalters und der frei werdenden Stellen. Die Unterzahlmeister finden wie die Aspiranten Verwendung im Kassendienst bei den Bekleidungskommissionen, als Vertreter von Zahlmeistern und als Hilfsarbeiter bei Militärbehörden. Ein Rücktritt der Unterzahlmeister in den praktischen Truppendienst ist ausgeschlossen. Zwischen Prüfung und Anstellung als Zahlmeister pflegt ein Zeitraum von 14 Jahren zu liegen.

Franz Ph. Auf Familienväter mit vielen Kindern soll Rücksicht genommen werden. Sie sind glücklicher Vater von sechs Sprößlingen und erwarten demnächst das siebente. Wir sollten meinen, daß sieben Kinder unter den Begriff „viele" fallen. Also versuchen Sie Ihr Heil. Jedenfalls wünschen wir Ihnen Glück, vielleicht inzwischen schon zur Welt gekommenen Siebenten.

Robert K. Die Seuchenzulage von 50 Pfg. pro Tag steht nur dem Krankenpflegepersonal zu, nicht den Köchen. (Verf. v. 14. 10. 15.)

Landwehr-Dienstauszeichnung. Auf die 2. Klasse der Landwehr-Dienstauszeichnung hat nach vorwurfsfrei erfüllter Dienstpflicht in der Reserve und Landwehr 1. Aufgebots Anspruch, wer a) einen Feldzug mitgemacht oder an einer kriegerischen Unternehmung teilgenommen hat, die einem Feldzug gleichzuachten ist, b) nach Ableistung einer aktiven Dienstzeit: 1. von 1 Jahr zu 4 Uebungen von mindestens je 13 Tagen oder im ganzen mindestens 17 Wochen, 2. von über 1 bis 2 Jahren im ganzen mindestens 53 Tage, 3. von über 2 Jahren im ganzen mindestens 38 Tage zum aktiven Dienst einberufen war oder c) nach beendeter aktiver Dienstpflicht noch mindestens 4 Monate gedient hat.

Gefreiter P. 671. Sie werden die Heiratserlaubnis und Ihre zukünftige Frau auch die Unterstützung erhalten. Da Sie mit Ihren drei Brüdern im Felde stehen, ist ja gar nicht gesagt, daß Ihre Eltern für Sie die Unterstützung erhalten, aber selbst wenn es der Fall wäre, würde sie den Eltern nicht entzogen werden, wenn sie auch der jungen Frau bewilligt wird.

M. R. D. Mit neunjähriger Dienstzeit kann der Kapitulant zur königlichen Polizei und auch zur Gendarmerie übertreten; selbstverständlich erst nach dem Kriege. Ueber beide Laufbahnen unterrichten Sie zwei kleine Bücher: „Der Militäranwärter im Polizeidienste" und „Der Militäranwärter im Gendarmeriedienste", beide sind in dem Verlage von Gerstmann, Berlin, Lützowufer 5, erschienen. Preis 1 Mk.

Landsturmmann C. Auch uns ist von einer Verfügung, daß Mannschaften, die längere Zeit im Lazarett zugebracht haben, außer der Reihe zu beurlauben sind, nichts bekannt. Es kann hier nur von Fall zu Fall eine Entscheidung auf Grund des ärztlichen Gutachtens getroffen werden.

Alle Zuschriften an die Wilnaer Zeitung sind nicht an einzelne Personen, sondern an die Wilnaer Zeitung, Wilna, zu richten. Anfragen ohne genaue Namensangabe werden nicht beantwortet.

Heeresangehörigen ist der schriftliche Verkehr mit Landeseinwohnern verboten. — Bestellungen und Einkäufe bei Inserenten aus dem besetzten Gebiet sind daher nur persönlich zu erledigen.



Herausgeber: Leutnant Wallenberg. — Druck und Verlag: Wilnaer Zeitung, Kleine Stephanstraße 23.

No. 259
Freitag, 21. September 1917.

Wilnaer Zeitung

Beilage

Bezirksgericht.

Im März dieses Jahres hat der Fischer Miller aus Trocki-Nowe bei einer Bäuerin, bei der er früher in Dienst war, Schuhe und Brot gestohlen. Die ursprüngliche Annahme, daß er das Fenster eingeschlagen habe, bestätigte sich nicht, sodaß er nur wegen einfachen Diebstahls verurteilt werden konnte. Er erhielt sechs Monate Gefängnis.

Am 27. Juni wurde der Pelzhändler Melamet wegen verschiedener Diebstähle vom Bezirksgericht zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Von seinen beiden Mittätern wurde unterdessen der Arbeiter Gudko Indritz aus Wilna ermittelt. Er ist geständig, im März an einem Diebstahl teilgenommen zu haben, bei dem die Diebe in einem Laden der Deutschen Straße Pelzwaren von hohem Wert entwendet hatten. Die Diebe drangen damals aus einer leerstehenden Wohnung, die über dem Laden liegt und deren Decke sie durchbohrt hatten, in die Lagerräume ein. Indritz, der erst 17 Jahre alt ist, erhält dafür ein Jahr Gefängnis.

An einem Sonntag des vorigen Monats ließ der Buchhalter Sawadski bei dem Photographen Brudner seine Brieftasche, die er während der photographischen Aufnahme aus der Tasche genommen hatte, liegen. Er bemerkte seine Vergeßlichkeit kurz nachdem er das Atelier verlassen hatte und kehrte zurück; die Tasche konnte aber nicht mehr gefunden werden. Der Verdacht lenkte sich auf Brudner, der seinerseits seinen Gehilfen Burdo der Unterschlagung beschuldigte. In der umfangreichen Beweisaufnahme konnte über den Verbleib der Brieftasche nichts festgestellt werden, sodaß auf Freisprechung erkannt werden mußte.

Wegen Erpressung hatte sich der Bauer Johann Michalowski und der Bauernsohn Franz Papuk, beide aus dem Kreise Podbrodse, zu verantworten. Sie hielten am 8. August dieses Jahres auf der Straße Podbrodse—Swenzjany zwei Händler an und forderten von ihnen unter Drohungen Geld. Die Händler kauften sich mit 100 Rubeln los. Da die Drohungen nicht schwerer Natur waren, ließ es das Gericht bei einer Strafe von sechs Monaten Gefängnis für jeden bewenden.

Evangelischer Militärgottesdienst. Sonntag, den 23. September, vormittags 10 Uhr in der Kasimirkirche, Große Straße; Predigt: Pfarrer Hansen.

Katholischer Militär-Gottesdienst. Sonntag, den 23. September, in der St. Johanneskirche 9 Uhr vormittags, Predigt: Pfarrer Dr. Dümbelfeld. In der Romanowkirche 8.30 Uhr vormittags und 8 Uhr nachmittags Predigt: Pfarrer Bayer. In der Kavalleriekaserne 10.45 Uhr vormittags Predigt: Pfarrer Dr. Dümbelfeld.

Deutsches Soldatenheim. Im Deutschen Soldatenheim, Georgstr. 9, hält heute abend 7 Uhr Herr Oberleutnant v. Hassell einen Vortrag, betitelt: „Großadmiral v. Tirpitz".

Entlaufenes Pferd. Am 17. September ist zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags ein dunkelbrauner Hengst, 3 Jahre alt, linker Hinterfuß weiß, Mähne und Schweif geschoren, aus dem Hofe der II. Jakobstraße 10 entlaufen. Nachrichten über den Verbleib des Pferdes nimmt die Deutsche Polizeiverwaltung Wilna, Dominikanerstraße 1, Zimmer 122, entgegen. Der Finder erhält eine Belohnung von 100 Mark.

Die Listen der städtischen Verkaufsstellen. Wie wir hören, ist die Frist für solche Einwohner Wilnas, die nicht in den Küchen speisen und sich in den städtischen Verkaufsstellen zwecks Bezuges von Ernteerzeugnissen einschreiben lassen, am 20. dieses Monats abgelaufen. Da möglicherweise eine Anzahl von Personen durch Krankheit, Abwesenheit oder

andere triftige Gründe bisher verhindert waren, sich bei den städtischen Verkaufsstellen einschreiben zu lassen, werden die Listen in den in Frage kommenden Verkaufsstellen noch bis zum Schluß dieses Monats ausliegen, um nachträglich Anmeldungen entgegen zu nehmen. Näheres ist in den einzelnen Brotkartenbüros sowie im Zentralbrotkartenbüro, Dominikanerstraße 3, Zimmer 70, zu erfahren.

Deutsches Lichtspielhaus. Das neue Programm, das im deutschen Lichtspielhaus in der Wilnaer Straße zur Vorführung gelangt, bringt den überaus interessanten Film „Die Herrin des Nils". Es zeigt uns die berückend schöne Königin der Egypter in ihren herrlichen Palästen am Nil, wie es ihr gelingt, den gegen sie ausgesandten Triumphir Mark Anton mit ihren Reizen zu bestricken, sodaß er, Pflicht, Vaterland und Familie vergessend, weiter unter der heißen Afrikasonne verweilt und sich zum Sklaven ihrer Launen macht. Der Schlußakt führt uns in das für den zurückkehrenden Oktavian festlich geschmückte und erwartungsfrohe Rom, das den Besieger Kleopatras und Mark Antons freudig begrüßt.

Unbestellbare Briefe. Schaja Abel, Frau M. Brzozowska, Majer Barischnik, Nochim Choronsettel, Josepha Markowska, Olkinicki, Judenstr. 10, Abram Presmar, Jankel Perel, Joseph Rogoscha, Adam Urbanowicz, Emmy Legler, Roche Noskin, Sara Chonowitsch, L. Meitel, Moses Teitz, Anton Junczisow. Die Briefschaften mit obiger, ungenügender Aufschrift können bei der „Stadtpostverteilung", Dominikanerstraße 2, in der Zeit von 11—1 Uhr mittags abgeholt werden.

Die siebente Finanzschlacht.

Von

Rudolph Stratz.

Deutscher, willst du den Frieden?
Den nahen, den guten, den sicheren Frieden?
Dann zeichne Kriegsanleihe!
Kriegsanleihe ist Siegesanleihe!
Siegesanleihe ist Friedensanleihe!

Wir schlagen die Schlacht der siebenten Kriegsanleihe gegen den Feind, aber für den Frieden!

Für den Frieden, den wir brauchen, den wir noch nicht kennen, aber zwischen dessen Zeilen es überall in Flammenlettern leuchten wird: Deutschland ist unüberwindlich! Unbesiegbar in Wehr und Waffen wie in Geld und Gut! Unerschütterlich im Heldenmut draußen wie im Opfermut daheim!

Die Stunde, wo wir diese schon überall dämmernde Erkenntnis dem Letzten unserer Feinde ins Hirn gehämmert haben, ist zugleich die Stunde des Friedens! Ist die Stunde, wo die Welt in Waffen wider uns sich zähneknirschend eingesteht: Ein Volk, das derart draußen sein Blut, derart daheim sein Gut freudig für das Vaterland hingibt, kann auch von uns elfhundert Millionen Menschen nicht niedergerungen werden! Es ist verlorene Hassensmüh', sich weiter an ihm den Kopf zu zerschellen! Es hilft nichts: Wir müssen Deutschland geben, was Deutschlands ist! Müssen Deutschlands Dasein anerkennen, sein Recht und seine Macht!

Dies Eingeständnis erreichen wir beim Feind nicht durch Worte. Wir erreichen es am wenigsten durch inneren Hader. Wir erreichen es nur durch die einträchtige, siegende Tat.

Die siegende Tat heißt draußen: Kämpfen! Die siegende Tat heißt jetzt daheim: Zahlen!

Zahlen sind die Sprache, die unser Feind der Feinde, der Bannerträger des feindlichen Kriegswillens, der Angelsachse, versteht! Er stampft ja jetzt im Krieg auch notgedrungen Heere aus dem Boden, aber seinem innersten Wesen nach kämpft er mit Geld, rafft Geld, denkt Geld, ist Geld. Er mag durch die deutsche Faust noch so viele Niederlagen auf dem Schlachtfeld und auf den Wogen erleiden, seine Panzerwagen mögen an unseren Fronten zerschellen, an seine Panzerschränke daheim wird er trotzdem glauben! Dem sittlichen Hochflug unserer Friedensangebote steht er verständnislos gegenüber. Aber Zahlen machen auf ihn Eindruck, denn er rechnet nun einmal mechanisch mit Zahlen. Je größer die deutschen Zahlen, desto größer die Wirkung auf den feindlichen Erdball, desto stärker der deutsche kalte Wasserstrahl in dem Weltbrand, desto näher der Tag, wo unser Verteidigungswille sich endlich auch in den Friedenswillen beim Feinde wandelt.

Diesen durch nichts zu bezwingenden, durch nichts zu erschütternden Verteidigungswillen müssen wir in den nächsten Wochen unter dem Schlachtruf: „Auch die deutschen Schützengräben des Geldes sind nicht

Drei Mädchen am Spinnrad.

Ein Roman von glücklichen Leuten.

Von

Fedor von Zobeltitz.

31. Fortsetzung.

Da wurde Krempel ungeduldig. „Nun stecken Sie Ihr Notizbuch ein," sagte er zu dem Schutzmann, „und helfen Sie mir, die junge Dame in die Droschke zu schaffen. Aber vorsichtig, Mann des Gesetzes . . . . nehmen Sie den rechten Arm, ich fasse den linken . . ." Wieder ein Aufschrei, doch nun saß das Fräulein wenigstens im Gefährt: saß da mit totenblasser Miene und zuckenden Gliedern, und ein einsames Tränchen rann über ihre rechte Wange.

Ein Arbeiter hob das Rad mit seiner abgeschälten Pneumatik zu dem Kutscher auf den Bock; dann trottete der Gaul los.

Es war keine Vergnügungsfahrt. Fräulein Frieda freilich war stiller geworden und klagte nicht mehr. Die Preisgebung ihres Schmerzes mochte ihr peinlich sein. Aber daß sie litt, sah Krempel ihr an. Er hatte sie auf einem Vereinsabend der Lehrer des Joachimstals kennen gelernt, und es hatte ihn interessiert, zu hören, daß sie sich einen eigenartigen Sonderberuf geschaffen hatte. Sie gab jungen Mädchen „Bewegungsunterricht" und hatte für ihre Kurse eine Turnhalle gemietet. Da war Krempel neugierig geworden und hatte gebeten, sich die Geschichte einmal ansehen zu dürfen. Das war ein hübsches Bild gewesen: ein Bild voll Anmut und spielender Grazie. Ein Mann saß in einer Ecke und fiedelte auf seiner Geige alle möglichen Tänze herunter; er hatte langes, strähniges Haar und ein Biergesicht und eine ganze Milchstraße von Fettupfen auf seiner Weste: den Mann durfte man nicht ansehen. Aber wie die Kinder, hell gekleidet und je nach den Gruppen mit verschiedenfarbigen Schleifen im Haar, in Reihen abschwenkten, sich neigten und beugten, zu kleinen Quadrillen formierten und Sterne und Kreise bildeten, wie sie Arme und Köpfchen bewegten, den Oberkörper drehten und wendeten und die Füße setzten: das alles war reizend. Es war keine regelrechte Tanzstunde, denn die Kinder lernten keine der üblichen Tänze; es waren in der Tat nur Bewegungsspiele, und Fräulein Duplessis achtete streng darauf, daß die Kleinen sich dabei nicht in alberne Ziererei verloren. Das, was sie wollte, verstand Krempel recht gut: es sollte eine Schule für weibliche Grazie sein. Fräulein Frieda hatte ihm das mit kurzen Worten erklärt. Die Schwerfälligkeit steckt uns im Blute; steckt vielfach auch in der deutschen Frau. Die Natur hat uns nicht gegeben, was sie als Geschenk einer holden Göttin den Romanen in die Wiege legte: die Grazie der Bewegung. Das freie und schöne Spiel der Glieder will erlernt sein, die volle Anmut des Sichgebens, die freilich nur eine Aeußerlichkeit ist, doch aber eine, die man in der Werkstatt des Lebens einer Frau nicht missen möchte. „Und auch des Mannes," hatte Dionys Krempel damals hinzugesetzt; „er kommt nie aus dem Mechanismus heraus, er lebt mit den Händen in den Hosentaschen. Er weiß nicht, wo er die Arme lassen soll, und in seinen Füßen liegt das Blei der Grobheit. Ich bedaure, daß ich kein kleines Mädchen bin und nicht auch bei Ihnen Bewegung erlernen konnte. Denn ich bin der Typus des Ungewandten . . ."

Seitdem hatte er Frieda Duplessis nicht wiedergesehen. Und nun saß sie blaß und mit schmerzverzogenem Profil neben ihm in der holpernden Droschke und dachte sicher nicht an die Grazie der Form. Ihr schmales, feines Gesicht trug den Ausdruck des Leidens. Unter dem blonden Stirnhaar furchte es sich; da lagen zwei schwere Falten. Die Augenlider waren ein wenig gesenkt, und Krempel fiel es auf, daß sie lange, fast weißliche Wimpern hatte wie die Rispen an einer Weizenähre. Ihm fiel auf dieser mühseligen Fahrt mancherlei auf: ihr fest zusammengepreßter Mund mit sehr roten Lippen, die in den Winkeln ein flaumiges Glanzlicht zeigten; ihr Ohrläppchen, das klein und rund war und in der Mitte eine winzige Vertiefung hatte; und ihr Kinn, das in seiner kräftigen Formung wie ein Symbol der Ueberlegenheit war.

Sie war ein schmächtiges Mädchen und durchaus keine Schönheit. Sie war nicht das, was den Männern gefällt; sie hatte im einzelnen ihrer Züge unverkennbare Reize, doch störte in der Gesamtheit die Unregelmäßigkeit. Man hätte sie für sechzehnjährig halten können und auch für zehn Jahre älter; sie bot gewissermaßen keine Anhaltspunkte der Beurteilung, sie hatte zu viel Unfertiges. Aber der Zug des Leidens verschönte sie.

Dionys sprach wenig mit ihr während der Fahrt, weil er sie der Antworten überheben wollte. Einmal versuchte er, ihren gebrochenen Fuß auf das Rückpolster des Wagens zu legen. Aber das ging nicht an: der Schmerz war zu groß. Krempel war froh, als die Droschke hielt. Er bezahlte, rief den Portier, das Rad abzuladen, und half dann dem Mädchen aus dem Wagen. Ach du lieber Gott, war das eine schwierige Arbeit! Er fühlte, wie bei jeder Bewegung ihr ganzer Leib schütterte und die Muskeln sich krampfhaft spannten. Sie konnte nicht gehen, und er mußte mit ihr noch über den Hof des Hauses und eine Treppe hinauf. Der Portier sollte helfen; aber der Mann roch nach Schnaps. Da sagte er ihr: „So ist's nicht möglich, Fräulein Frieda. Ich werde Sie tragen . . ." Und ohne die Antwort abzuwarten, umschlang er sie vorsichtig, hob sie empor und trug sie über den Hof und die Parterretreppe des Gartenhauses hinauf.

Er hatte geglaubt, dies schmächtige Geschöpf müßte federleicht sein. Doch sie war schwer. Als er oben war, perlte der Schweiß auf seiner Stirn. Er behielt sie in den Armen, während er klingelte. Das Dienstmädchen öffnete und schrie auf. Eine Tür klappte, eine alte Frau erschien und schrie ebenfalls. Das war die Großmutter: Krempel wußte es. Der Doppelschrei wirkte wie ein Stichwort auf dem Theater. Wieder klappte eine Tür: Doktor Duplessis kam, und hinter ihm wurde das lange, hagere, bestürzte Gesicht seiner Gattin sichtbar.

Nun war es anfangs merkwürdig. Keiner half schweigend. Die vier Personen schrien durcheinander und sprudelten unbeendete Sätze hervor. Der Schreck machte sie hilflos. Dazwischen rief Frieda: „Bringt mich zu Bett! Ich habe den Fuß gebrochen . . ." Krempel gab ein paar erklärende Worte; hinter ihm stand der Portier mit dem Fahrrad. Es folgte ein neuer Aufschrei, ein „Herrgott im Himmel!", ein französischer Fluch, ein Durcheinanderhuschen. Dann sagte Doktor Duplessis, indem er seine Brille fester setzte: „Diese Autos. Es ist bare Unvernunft. Gestern ist ein Schuljunge beinahe gerädert worden. Hier vor dem Hause. Man muß den Bürgersinn wecken. Ich gehe sofort zur Polizei. War es ein Bedag oder ein herrschaftliches Automobil?"

Er harrte gar nicht der Antwort. Frieda wurde fortgeschafft, und plötzlich stand Krempel allein in dem halbdunklen Korridor. Der Humor regte sich in ihm. Man hatte sogar das Dankeschön vergessen. Er suchte nach einem Spiegel und fand ihn auch; glättete vor dem düsteren Glase

zu durchbrechen!“ in der siebenten Finanzschlacht, wie schon sechsmal vorher, zum Siege tragen!

Das ist in diesen Tagen die weltgeschichtliche Aufgabe des vom Schicksal zum Höchsten, was je Menschen auf Erden leisteten, auserwählten deutschen Volkes. In ihr sind wir alle einig. Da brauchen wir uns nicht zu streiten, was wir im kommenden Frieden in Deutschland so oder so haben wollen. Da streiten wir erst einmal für den Frieden selber!

Denn nochmals: Unsere Kraft wohnt nicht nur beim Heer, bei Pflug und Hammer und im Hirn des Kriegsdenkers. Sie wohnt auch im Geldbeutel. Der offene Geldbeutel ist Sinnbild der offenen Hand. Die offene Hand ist das Zeichen des offenen Herzens, das für das Vaterland schlägt. Man nennt es bei uns schon einen Opfertag, wenn wir auf der Straße für zehn Pfennig eine Hindenburg-Postkarte kaufen oder für eine Mark Eintrittsgeld den Weisen einer Musikkapelle lauschen. Aber ein größerer und längerer Opfertag sollen die nächsten vier Wochen für das deutsche Volk sein. Oder auch nur eine einzige Stunde, in der ein jeder unter uns sich frägt: „Was kann ich noch hergeben, um dafür Kriegsanleihe zu zeichnen? Was kann ich noch entbehren, um mein Scherflein dem Vaterlande zu bringen — nicht mit dem Stolz des Gerechten, sondern als meine ganz verfluchte Pflicht und Schuldigkeit.

Wer so in diesen kommenden Tagen die Börse aufmacht, der macht, für sein Teil, das Tor des Friedens auf! Nicht die Pforten jenes verlassenen Tempels im Haag, den, nach dem Geist des Ex-Zaren, ein Dollarjäger baute. Nein: der wahre Friedenstempel wird sich nach dem Krieg über der Menschheit wölben, getragen von siegender deutscher Kraft im Krieg und segnender deutscher Gesittung im Frieden. Denn wir Deutsche haben den Krieg nie gewollt. Wir kämpften und kämpfen nur zur Verteidigung. Wenn künftig, aus Furcht und Grauen vor unseren unerschöpflich aus der Erde steigenden Menschen und Milliarden, kein Volk auf der Welt uns mehr anzugreifen wagt, dann heißt es für uns Deutsche wirklich und allezeit: Friede auf Erden!

Darum: wer jetzt Geld für den Krieg gibt, der gibt Geld für den Frieden!

Darum: je mehr einer den Frieden liebt, desto mehr muß er Kriegsanleihe zeichnen!

Darum: wer ein künftiges glückliches Deutschland der Arbeit, Wohlfahrt und Gesittung will, der zeichne die siebente Kriegsanleihe!

Neue ungarische Kriegsmarken. Auf der Kriegsausstellung, die demnächst auf der Margareteninsel in der Donau bei Budapest zum Besten der durch die Rumänen verwüsteten siebenbürgischen Landesteile veranstaltet wird, soll auch ein besonderes Postamt in Tätigkeit treten, das eigene amtliche Briefmarken herausgeben wird. Die Marken in neuer künstlerischer Zeichnung haben einen Nominalwert von 10 und 15 Heller und werden nur in einer Auflage von 500 000 Stück mit einem Wohltätigkeitsaufschlag von je einer Krone zur Frankierung aller Ausstellungspostkarten an das Publikum verausgabt werden. Die beiden Werte tragen den Aufdruck „Josef. Föherczog V. G. Hadsoregliallitosa J. K. — Generaloberst Erzherzog Joseph, Kriegsausstellung“ und darunter die ungarische Königskrone.

Bekanntmachung.

Die von dem Herrn Oberbefehlshaber Ost erlassenen Bestimmungen betreffend den Briefverkehr zwischen Heeresangehörigen und der Zivilbevölkerung werden erneut zur Kenntnis gebracht:

Der Postverkehr der Heeresangehörigen, deutschen Beamten und reichsdeutschen Angestellten deutscher Behörden im Befehlsbereich des Oberbefehlshabers Ost und im General-Gouvernement Warschau mit der Bevölkerung im Postgebiet Obost, sowie der Heeresangehörigen usw. im Befehlsbereich Obost mit der Bevölkerung im General-Gouvernement Warschau ist im allgemeinen verboten.

Unter Bevölkerung sind zu verstehen:

1. die ansässigen reichsdeutschen und nichtreichsdeutschen Personen,
2. die vorübergehend im besetzten Gebiet in Privatbetrieben tätigen reichsdeutschen Personen, mit Ausnahme
   a. derjenigen Personen, die sich im Heeresgefolge befinden und die damit das Recht der Benutzung der Feldpost beanspruchen können,
   b. der reichsdeutschen Angestellten und deutschen Arbeiter der Soldatenheime einschließlich der freiwilligen Helferinnen,
   c. der Angehörigen deutscher Theater.

Von diesem allgemeinen Verbot ist nur der Postverkehr mit den nächsten Familienangehörigen und zwar nur mit der Ehefrau, den Eltern und den Geschwistern, soweit sie den Namen des Heeresangehörigen tragen, ausgenommen. Sowohl die Heeresangehörigen usw. wie die vorstehenden Familienangehörigen dürfen Postkarten und offene gewöhnliche Briefe in deutscher Sprache, sowie Postanweisungen, die aber keinerlei schriftliche Mitteilungen auf dem Abschnitt enthalten dürfen, absenden und empfangen.

Die Sendungen müssen den Vermerk „Feldpostbrief“ tragen. Wenn sie von den Heeresangehörigen abgesandt werden, müssen sie den Abdruck des Dienststempels des Truppenteils oder der Behörde tragen, zu der der Absender gehört.

Die von den Familienangehörigen aufgelieferten Sendungen sind in der Aufschrift an den Truppenteil oder an die Behörde zu richten, zu der der Empfänger gehört. Darunter ist der Name des Empfängers anzugeben.

Soweit nach Vorstehendem ein Postverkehr nicht gestattet ist, bleibt eine Uebertretung der Bestimmungen nach wie vor strafbar.

Wilna, den 20. September 1917.

Militärkreisamt Wilna-Stadt.

Der Stadthauptmann.

Pauly,

Hauptmann der Reserve.

Die Einführung der Erkennungsmarke. Das Blechtäfelchen, das jeder deutsche Soldat im Felde zur Feststellung seiner Persönlichkeit bei Bewußtlosigkeit oder Tod bei sich trägt, wurde erst bei Beginn des Krieges 1870 eingeführt. Man erzählt sich, daß ein Berliner Handwerker, der mehrere Söhne beim Heere hatte, dem Kriegsministerium die Einführung vorgeschlagen haben soll. Und zwar bediente er sich dabei des Vergleichs mit der Hundemarke, was bei König Wilhelm, als er von dem Verschlag vernahm, Aerger erregt haben soll. Indessen erkannte auch er den Nutzen einer solchen Erkennungsmarken und gab daher bald den Befehl zu ihrer Einführung.

Im besetzten Gebiet.

Aus dem kirchlichen Leben.

Man meldet aus Michalowo: Vor kurzem hat die deutsche Verwaltung die Wiederaufnahme der russischen Gottesdienste gestattet und hat damit einem Wunsche der kirchlich gesinnten Kreise entsprochen. Auch in den übrigen Bekenntnissen herrscht zurzeit reges Leben. Am vergangenen Sonntag setzte der Militärpfarrer Keller in der evangelischen Gemeinde seine Luthervorträge mit einer Schilderung der 95 Thesen, ihrer Veranlassung und der nächsten Folgen bis zum Augsburger Reichstag fort. In anschaulichen, packenden Bildern rollten sich jene Vorgänge, die unmittelbar in die Werkstatt der Reformation führen, vor einer zahlreichen Hörerschaft ab. Nach dem Vortrag tummelte sich die Jugend im Beisein der Eltern im fröhlichen Spiele.

Heimliche Spielhöllen.

Nicht nur in den Klubs und Salons der Weltstädte wird versucht, in heimlichen Spielhöllen das Glück zu erjagen, sondern auch in den einsamsten Gegenden des ländlichen Litauen. So hat dieser Tage eine Gendarmeriepatrouille in einem Dorfe im Bezirk Rudniki nachts einen Lichtschein aus dem Keller eines Bauernhauses dringen sehen. Als sie sich näherte, sah sie im Keller an einem Tisch acht Männer versammelt, die mit gierigem Eifer Karten spielten. Hohe Einsätze wanderten von Hand zu Hand. Das Spiel war eine Art Lotterie. Der Gendarm drang ein und verhaftete vier von den Teilnehmern, die als gewerbsmäßige Glücksspieler bekannt waren.

Bestrafter Schmuggel.

Wenige Kilometer von der litauischen Grenze entfernt wurden die Händler Baruchsohn und Berger aus Hasenpoth von Gendarmen dabei betroffen, als sie 180 Pfund Seife, 10 Tonnen Aetznatron und 130 Pfund Leder über die Grenze schmuggeln wollten. Baruchsohn machte vor Gericht geltend, die Seife sei für seinen eigenen Haushalt bestimmt gewesen und leugnete, die Sachen aus Litauen geschmuggelt zu haben. Das Gericht maß seinen Aussagen aber keinen Glauben bei und verurteilte ihn wegen Verstoßes gegen die Reiseverkehrsordnung und Roh-Bannstoffordnung O. B. O. zu 400 Mark Geldstrafe. Berger, der 120 Pfund Leder nach Hasenpoth schmuggeln wollte und der angeblich im Auftrage des Händlers Pentel aus Hasenpoth gehandelt haben will, wurde zu 200 Mark Geldstrafe verurteilt; auf die gleiche Strafe wurde gegen Pentel erkannt.

Lungenwurmkrankheit bei Rindern.

In einer Rinderherde des Wirtschaftsausschusses in Planty erkrankten im Laufe von 14 Tagen eine größere Anzahl von Tieren. Das ganze Krankheitsbild — trockener Husten, Atemnot, mangelnde Freßlust, stumpfes, gesträubtes Haarkleid usw. — legten den Verdacht auf Lungenseuche nahe, eine sehr verheerende Krankheit mit 30 bis 50 Prozent Sterblichkeit. Glücklicherweise bestätigte sich, wie eine durch den Kreisveterinär vorgenommene Innenbesichtigung eines erkrankten und abgeschlachteten Rindes ergab, der Verdacht nicht. Die seuchenartig auftretende Krankheit konnte zweifelsfrei als Lungenwurmkrankheit festgestellt werden, die nicht so gefährlich ist wie die Lungenseuche. Nicht allgemein bekannt dürfte es sein, so schreibt die pa-Korrespondenz, welche Entstehungsursache die Lungenwurmkrankheit hat. Sie wird durch parasitische Rundwürmer hervorgerufen, die ausgewachsen fünf bis acht Zentimeter Länge und die Dicke eines Zwirnsfadens erreichen. Die Brut der Parasiten kommt auf feuchten Weiden und in stehenden Gewässern vor. Beim Weiden oder Trinken gelangt sie in den Körper des Tieres und setzt sich im Schlunde fest. Die sich entwickelnden Würmer dringen bis in die Bronchien und Lungen vor und verursachen dort bösartige Entzündungen, deren Folgeerscheinungen die oben erwähnten Symptome sind. Die befallenen Tiere leiden schwer, überstehen aber bei sorgfältiger Pflege die Krankheit größtenteils.

---

sein Haar, zupfte den Rock zurecht, setzte den Hut auf und wollte gehen. Aber da kehrte Herr Duplessis zurück, in fahriger Aufgeregtheit, die Brille auf die Stirn geschoben.

„Lieber Kollege,“ sagte er, „es ist eine böse Sache. Eine Knochensplitterung, so etwas. Diese Autos! Gestern war ich Zeuge, daß ein Junge von zwölf, dreizehn Jahren beinahe gerädert wurde — vor unserm Hause! Ich werde einen Artikel veröffentlichen. Es geht nicht so weiter. Man muß sich zusammentun.“

„Ist nach dem Arzt telephoniert worden?“ fragte Krempel.

„Nein,“ antwortete Doktor Duplessis fast verwundert. „Wir haben gar kein Telephon. Wir haben auch keinen Arzt. Bei uns ist nie jemand krank.“

„Aber es muß doch einer geholt werden!“

„Das wäre wohl nötig. Selbstverständlich. Wissen Sie, wo der nächste wohnt?“

„Er wird zu finden sein. Soll ich ihn suchen?“

„Hören Sie, Kollege, dies wäre wirklich . . . Ich kann ja nicht fort. In meiner Stube sitzt der kleine Berstelmeier, dem gebe ich Nachhilfestunden. Kein Intellekt — ein Hirn wie eine verschlossene Türe. Und die unregelmäßigen Verben sind doch kein Himalaya! Wenn's nicht der Berstelmeier wäre! Der Sohn von dem Schulrat. Ich habe ihm immer gesagt, er soll den Bengel einfach ein Handwerk erlernen lassen. Der Junge hat Interesse für die Mechanik. Ich bitte Sie —“

Jetzt lugte das lange, hagere Gesicht der Frau Duplessis durch die nächste Tür: ein Gesicht mit verwischten Zügen und den Schatten grauer Alltagssorgen.

„Herr Doktor Krempel,“ sagte sie, „darf ich auf einen Augenblick bitten. Frieda möchte Sie gern sprechen. Wir haben sie zu Bett gebracht — — aber es geht schon. Die Großmama sitzt neben ihr . . .“

Dionys trat in ein schmuckloses Stübchen. Aus den Kopfkissen winkten die Augen des Mädchens ihm zu: ein freundliches Kornblumenblau unter weißblonden Wimpern. Auch ihre Hand reckte sich ihm entgegen.

„Ich danke Ihnen von Herzen,“ sagte sie. „Sie waren so lieb zu mir. . . . Sie haben mich getragen — und ich bin keine leichte Last. Ich wiege mehr, als man glaubt . . .“

Ein wehes Lächeln ging um ihren Mund. Dionys sah: es war hohe Zeit, daß der Arzt kam. In dieser unpraktischen Familie vergaß man das Notwendigste. Er antwortete etwas Gleichgültiges: es trieb ihn fort. Doktor Duplessis folgte ihm auf den Korridor und hielt ihn noch einmal fest.

„Wenn man wenigstens die Nummer des Automobils wüßte,“ sagte er. „Es muß endlich einmal ein Exempel statuiert werden. Da haben wir einen Antilärmverein, einen Verein gegen das Hutabnehmen, einen Verein gegen —“

„Alle möglichen,“ fiel Krempel ein. „Auch einen Verein der Joachimsthaler. Bei der nächsten Sitzung können Sie mir weiter erzählen, Kollege. Jetzt habe ich Wichtiges zu tun: ich hole Ihnen den Arzt.“

Er war schon an der Tür. „Ja, natürlich,“ rief Doktor Duplessis ihm nach. „Sie sind sehr freundlich, Kollege. Ich würde ja selbst gehen, aber der Schlingel, der Berstelmeier . . .“

Krempel hörte schon nicht mehr. Herrgott, waren das Menschen! Kreuzbrave Leute, aber ohne Einheitspunkte, ohne Konzentration. Der Typus des zerstreuten Gymnasialprofessors in den „Fliegenden Blättern“ war nichts gegen diesen Duplessis. Und ähnlich war auch die Frau: die verkörperte Nebensächlichkeit, die sich in Kleinlichem aufrieb. Schließlich die Großmutter: eine Rechnungsratswitwe, für die das ganze Leben ein Rechenfehler gewesen war. Und in dieser Kleinwelt ohne Schwingungen war ein so prächtiges Mädelchen wie Frieda aufgewachsen. . . . Während Krempel die Straße hinabstürmte und nach dem Schilde eines Arztes suchte, fuhren die Gedanken in Sprüngen durch sein Hirn. Merkwürdig, wie schwer diese Kleine war! Er fühlte sie noch auf seinen Armen; er hatte doch Kräfte, aber eine Treppe höher hätte er sie nicht tragen können. Es war geradezu ein Phänomen. Sie war spinnenschlank, doch mit starken Muskeln. Sie mußte viel Sport treiben. Es konnte spaßig sein, mit ihr einmal ringen zu dürfen. . . . Und indes Dionys Krempel den Kopf hin und her fliegen ließ, um endlich den gesuchten Medizinmann zu finden, rang er im Geiste mit Frieda Duplessis. Sie hielten sich an den Händen; ihre Finger kühl und schlank umklammerten eisern die seinen. Ein Gelenk knackte. Dann umfaßte sie ihn. Hui, hatte dieser Mädchenleib Spannung! Aber er gab energische Gegenwehr: er hob sie in die Höhe; ihre Füße schwebten in der Luft; ihre junge Brust lag an seinem Gesicht. Nun wollte er sie werfen. Eitles Bemühen: sie kam ihm zuvor, und ihre Arme rundeten sich um seinen Hals — fester und fester, wie zwei Schlangen, die sich ineinanderringeln. Nun sah er auch ihr Gesicht: von feinmattem Scharlach übergossen bis zum Lichtblond des Stirnhaars und zu den Ohrläppchen, und auf der Oberlippe, in den Winkeln des Mundes, silberflaumige Fleckchen. Und dann . . . „Na, endlich,“ sagte Krempel halblaut vor sich hin. Das Bild war fort, er rang nicht mehr. Er sah ein Schild mit der Inschrift: „Dr. med. K. Biesenthal, prakt. Arzt.“

Den suchte er auf: er rang nicht mehr. Er kicherte in sich hinein. Es dünkte ihn lustig, daß er auf den Oberarmen noch einen leisen Druck verspürte. Da hatte Frieda Duplessis geruht, und vielleicht war das Physische zu Psychischen geworden und hatte sich zu einem Scherz der Phantasie geformt. Verrückt, diese Idee eines Ringkampfs! Er war kein Ringer, war auch kein großer Turner; er tanzte wie ein Bär und würde bei den „Bewegungsspielen“ eine üble Figur abgegeben haben. Wie kam er dazu, mit Frieda Duplessis einmal ringen zu wollen? —

Er klingelte bei Doktor Biesenthal. Der hatte keine Sprechstunde. Mit innerlichem Schimpfen zog Krempel wieder von dannen und suchte weiter. In der Kleiststraße fand er einen neuen Arzt: Doktor Seligmann. Den traf er in Hut und Paletot, denn er wollte gerade das Haus verlassen, und als er hörte, um was es sich handelte, riet er ihm, zehn Minuten weiterzugehen, zu Professor Curtius: der sei Chirurg und wisse mit gebrochenen Füßen besser Bescheid als er.

Krempel flog jetzt mehr als er ging. Auch der Professor hatte keine Sprechstunde mehr, aber Krempel drang doch bis zu ihm vor und entwarf eine so leidenschaftliche Schilderung des Unglücksfalls, daß der Chirurg sein Besteck zusammenpacken ließ.

Gottseidank! — Als Dionys wieder auf der Straße stand, bemerkte er zu seiner Verwunderung, daß schon die elektrischen Lampen flammten und das junge Grün der Bäume am Straßendamm weißlich färbten. Er sah auf die Uhr. Angenehme Bescherung! Zu sechs war er geladen, und jetzt ging es auf acht. Er zog die Schultern hoch, als wollte er sich auf der Stelle entschuldigen: Samariterdienst steht über jeder materiellen Wertung.

Nun beeilte er sich. Einen Wagen nahm er nicht; er schritt nur kräftiger aus. Zu spät kam er ja doch. Maxe würde das Mäulchen verziehen. Aber nur im Schmollen. Die arme kleine Frieda hatte es auch verzogen, das hübsche rote Mäulchen mit den silbernen Flimmerwinkeln: aber im Schmerz. . . .

(Fortsetzung folgt.)